



Gerhard Richters Gemäldeserie „Birkenau“ tritt in Manchester in Beziehung zur Musik des Komponisten Arvo Pärt (links im rechten Bild).



Fotos Michael Pollard/Gina Thomas

Gipfeltreffen: Gerhard Richter und Arvo Pärt in Manchester

MANCHESTER, 13. Juli
Zwei ältere Herren lauschen intensiv dem A-cappella-Gesang, der den Raum füllt. Sie wirken wie alte Vertraute, verbunden durch tiefe Freundschaft. Dabei sind sie erst vor zwei Jahren zusammengeführt worden wie bei einer Verabredung mit einem Unbekannten, nur dass die beiden, die zu den wichtigsten lebenden Vertretern ihrer jeweiligen Kunst zählen, lange voneinander wussten und sich auch gegenseitig schätzten. Es bedurfte jedoch der Invention zweier Kulturmanager, die bei einer Zufallsbegegnung Erfahrungen austauschten und die Idee einer möglichen Zusammenarbeit zwischen Maler und Komponist erannen, um das erste Treffen von Gerhard Richter und Arvo Pärt zustande zu bringen.

Frucht getragen in einer eindringlichen Verschmelzung von bildender Kunst und Musik, genauso, wie es sich Festspielleiter Alex Poots und Kurator Hans Ulrich Obrist vorgestellt hatten. Der Schauplatz ist ein schlichter weißer Raum der Whitworth Art Gallery, der durch ein Fenster mit atmosphärischem Blick ins Grüne erhellt wird. Rechts hängen Richters vier Diptychen „Doppelgrau“ mit monochromen Feldern aus unterschiedlichen Grautönen, deren Glasbeschichtungen Licht und Bewegungen spiegeln. Dem ist eine Fotofassung der Serie von vier Gemälden gegenübergestellt, „Abstrakte Bilder (937/1-4)“, die Richter nach Aufnahmen eines unbekanntes Häftlings des Konzentrationslagers Auschwitz-Birkenau schuf und die im Dresdner Albertinum ausgestellt sind. In Manchester hat Richter der Arvo Pärt zugedachten Version den konkreteren Titel „Birkenau“ verliehen.

Dafür werden die Verschleierungseffekte von Richters Malerei durch die reflektierende Acrylglasplatte über dem Foto erhöht. Zu diesen Bildern hat Pärt ein Richter gewidmetes Chorwerk von berührender Schlichtheit und Spiritualität komponiert. So wie Richters „Birkenau“ auf einem Foto fußt, liegen Pärts Beitrag ein Text und eine historische Begebenheit zugrunde. Er hat die Zeile „Aus dem Mund der Kinder und Säuglinge schaffst du dir Lob“ aus dem 8. Psalm genommen, um die Marienerscheinung der drei Hirtenkinder aus Fatima im Jahr 1917 zu illustrieren, deren Bericht oft als Vorhersage des Zweiten Weltkrieges gedeutet worden ist. In der reinen, zugleich archaisch wirkenden Vertonung spiegelt sich die Unschuld der Kinder, denen die schrecklichen Ereignisse offenbart wurden.

Die Sänger sind vom Publikum nicht zu unterscheiden. Ihre Stimmen erklingen aus allen Richtungen; bei jeder Auf- führung, die den ganzen Tag wiederholt werden (bis 19. Juli), wird das Stück siebenmal nacheinander vom estnischen Vokalensemble Vox Clamantis dargeboten, jedes Mal mit etwas anderer Positionierung der Sänger und jedes Mal mit einer kaum wahrnehmbaren Veränderung des Gesangs. Die Klangwellen von Pärts Komposition und die zyklische Wiederholung spiegeln den seriellen Charakter von Richters Kunst, die wie die Musik von der Ökonomie der Mittel lebt. Der Widerhall der Stimmen hat in der wunderbaren Raumakustik eine ähnliche Wirkung wie die Reflexionen in den Bildern. Die Interaktion mit der Musik verleiht den Bildern zusätzliche Bedeutung. Es ist kurios, dass das ephemere Medium der Musik dazu dient, Kunstwerke zu beleuchten, deren Sinn sich erst erschließt, wenn man weiß, wo von sie handeln. (G.T.)

Der romantischste Ort auf Fünen

Wo Hans Christian Andersen gerne weilte: Beim Musikfestival im dänischen Schloss Hindsgavl wird Musik zur Lebensform.

HINDSGAVL, im Juli
Gegessen wird in der Scheune, alle unter einem Dach, Künstler und Publikum gemeinsam. Man trägt sommerliches Räuberzivil. Es soll keinen Dünkel geben, keine falsche Mystifikation, was Kunst sei und wie man sich ihr gegenüber zu verhalten habe, sagt Bernard Villame, der Leiter des Musikfestivals auf Schloss Hindsgavl. Doch er redet keiner Flucht vor geistiger Anstrengung das Wort. Im Gegenteil: Hier wird den Gästen etwas zugetraut, was sich nicht nebenbei „weghören“ lässt. Neue Klaviermusik von Bent Sørensen zum Beispiel, die dessen Frau Katrine Gislings nach dem Abendbrot im östlichen Teil der Scheune spielt: zwölf Nocturnes von 2014. Sie umgeben, überraschend sinnfälliger, die „Mondscheinsonate“ von Ludwig van Beethoven.

Flüsternd fast beginnt Gislings das erste Nocturne: „Mignon – und die Sonne geht unter“. Ein Chorstück von 2008 nach einem Gedicht von Pia Jul klärt darin nach. Es besingt die Schatten liebgewordener Menschen am Ufer des Meeres. Gislings hochsensible Tongebung deutet an, warum Sørensen das Klavier angezogen haben könnte: Das unauffällige Verklängen der einmal angeschlagenen Saiten wird – dringlicher noch, als es ohnehin bei jeder Musik der Fall ist – zum Gleichnis für das Leben selbst, das erst im Vergehen Sinn gewinnt. Es gibt viel Bedrohliches, Angstvolles, Trauriges in diesen Nachtstücken, aber auch tröstliche Wiegenlieder mit kunstvoll ineinander verschlungenen Melodien in einer schütterten Tonalität, die alles Selbstverständliche verloren hat. Man muss immer wieder staunen, wie es Sørensen gelingt, jene tief romantische Idee von Innerlichkeit für unsere Zeit zurückzugewinnen, ohne gestrig oder peinlich zu wirken.

Der Komponist blättert seiner Frau die Seiten um. Sie bedankt sich für die Zuneigung des Publikums mit dem Fantaisie-Impromptu von Frédéric Chopin, nicht ohne vorher zu erläutern, dass eine Passage direkt aus dem Finale von Beethovens „Mondscheinsonate“, ebenfalls in cis-Moll, hervorgegangen sei. Bekanntes erscheint in neuem Bezug.

Morgens, beim Frühstück, spricht man nicht nur über die klare Luft in den Buchenwäldern am Steilufer des Kleinen Belt oder über die Gesänge der Tümmeler, jener zwerghigen Schweinswale, die sich im dreihundert Meter breiten Ostsee-Sund herumtreiben, der den Schlosspark im Süden von der Insel Fæno trennt. Wenn die Uhr im Dreiecksgiebel des Schlosses von 1784 zehn geschlagen hat, beginnt im Musiksalon ein Vormittagsgespräch mit drei dänischen Gegenwarts Komponisten, deren Werke am Vortag zu hören waren: Anders Monrad, Bent Sørensen und Simon Steen-Andersen. Der Raum ist zu klein für den Andrang der Hörer. Bei geöffneten Flügeltüren lauscht man auch von den angrenzenden Zimmern aus und schaut

durch die großen Fenster über den Park zum Sund. Hindsgavl sei „der romantischste Ort auf Fünen“, schwärmte Hans Christian Andersen 1843 in einem Brief. Der Dichter kam gern hierher. Im kleinen Pavillon „Sorgenfrei“, wo man vom Steilufer über das Wasser gen Jütland zur Kolding Förde schaut, schrieb er ein paar Zeilen, die dem Ort und dem damaligen König Christian VIII. huldigen.

Hindsgavl liegt ganz im Nordwesten der Insel Fünen, gegenüber von Fredericia. Mit dem Zug ist man von Berlin aus in fünfeinhalb Stunden dort. Seit 2003 gehört die vorbildlich sanierte Anlage mit Schloss, Park, Scheune und Stallungen der Realdania-Gesellschaft und beherbergt ein zauberhaftes Hotel. Ein Musikfestival gibt es hier, mit einigen Unterbrechungen, seit 1951. Bernard Villame, Nachfahre französischer Hugenotten, die vor Jahrhunderten über Deutschland nach Dänemark geflohen waren, spielte hier schon als Schüler Klavier. Er stammt aus Middelfart, der Gemeinde, zu der das Schloss gehört. Doch Musiker ist er nicht. Braumeister hat er gelernt, in Deutschland gelebt und zuletzt als Ingenieur beim Transportunternehmen Maersk gearbeitet.

Im Jahr 2007 entschloss er sich, das Musikfestival auf Hindsgavl zu übernehmen, vier Jahre später kündigte er seine Arbeitsstelle, um ganz für die Musik da zu sein. Bis auf seinen Schulfreund Ulrik Damgaard Andersen, einen kenntnisreichen Kammermusik-Enthusiasten, hat Villame keine ständigen Helfer. Per Erik Veng, der ehemalige Intendant der Klangkörper des Dänischen Rundfunks und jetzige Gesandte für Kultur an der Königlich-Dänischen Botschaft in Berlin, steht dem Festival mit Rat zur Seite.

Villame weiß genau, was er will: „Dieses Festival soll keine Konzertreihe sein, sondern ein Festival im Wortsinn.“ Die Künstler wie das Publikum sollen an Ort wohnen, Zeit miteinander verbringen – in konkurrenzloser Aufmerksamkeit füreinander. „Das öffnet die Tagesgestaltung für eine größere Spontaneität. Man geht nach dem Frühstück zum Gespräch oder zu einer Uraufführung und muss am Abend nach dem Konzert nicht nach Hause fahren.“ Hotel und Restaurant stehen für die zwei Wochen des Festivals exklusiv den Künstlern und Gästen zur Verfügung. Zwischen den Veranstaltungen geht man spazieren oder schwimmen.

Villame ist vor allem an Gegenwarts- musik interessiert, Damgaard Andersen hat die internationale Kammermusikszene im Blick. Musikalische Nachwuchsförderung soll auch betrieben werden. Das künstlerische Niveau ist schwer zu übertreffen. Man kann es an den Namen der Musiker ablesen, die hierherkommen: Carolin Widmann, Lars Vogt, Isabelle Faust, Alexander Melnikov, Yuja Wang, Ian Bostridge, Julius Drake. Die meisten von ihnen sind so hingerissen, dass sie wiederkommen – wie der Klarinetist Martin Fröst. Er erprobt sich in diesem Jahr erstmals als Conférencier. Mit seinem Bruder Johan am Klavier führt er durch ein Programm voller Miniaturen von Debussy, Bartók und Brahms, das gute Laune verbreitet, aber etwas mehr Konzentration durch eine große Form verlangen könnte. Danach zieht man von der Scheune ins Schloss, wo die Kopenhagener Klezmerband „Mames Babegenoush“ spielt. Und das Publikum, ganz erfasst von Musik als Lebensform, tanzt. JAN BRACHMANN

Kuppler des Kohlenstoffs

Zum Achtzigsten des Chemikers Ei-ichi Negishi

Kohlenstoff ist eines der wichtigsten Elemente in der Natur und in der synthetischen Chemie. Die Herstellung von Lacken, Farben, Arzneimitteln und Kunststoffen basiert auf der Verknüpfung von Kohlenstoffketten und -ringen mit anderen chemischen Elementen. Doch Kohlenstoff reagiert nur schwer mit seinesgleichen und anderen Substanzen, was lange Jahre eine große Hürde für die Chemie darstellte. Wollte man neue Kohlenstoffverbindungen herstellen, benötigte man viel Energie und reaktive Substanzen, die viele unerwünschte Nebenprodukte erzeugen.

Ende der sechziger Jahre suchten viele Chemiker, darunter der Japaner Ei-ichi Negishi an der Purdue University in West Lafayette (Indiana), nach Wegen, Kohlenstoffatome effizient zu komplexen Molekülen zu verknüpfen, ohne dass nennenswerte Mengen an chemischem Abfall entstanden. Man erkannte, dass organische Metallverbindungen als Katalysatoren notwendig waren. Palladium schien als Reaktionsbeschleuniger geradezu prädestiniert zu sein. Die beiden zu verknüpfenden Kohlenstoffmoleküle docken an das Metall an, wobei sie sich so nahe kommen, dass sie schließlich miteinander reagieren und eine stabile Bindung formen. Die dabei verdrängten Wasserstoffatome werden vom Katalysator aufgenommen. Negishi, der 1935 in Changchun (China) geboren wurde, das damals unter japanischer Kontrolle stand, und Ende der fünfziger Jahre an der Universität Tokio promovierte, identifizierte weitere Metalle, etwa Zink, Aluminium und Zirkonium, mit denen diese „Kreuzkupplung“ von Kohlenstoffatomen möglich war. Mit Hilfe der Negishi-Reaktion war man nun in der Lage, eine Reihe organischer Verbindungen im Labor herzustellen, die vorher nicht oder nur schwer zugänglich waren. Doch es sollte bis in die neunziger Jahre dauern, dass die chemische und pharmazeutische Industrie das Potential der verschiedenen Kreuzkupplungsreaktionen ganz erkannte. Heute werden auf diese Weise zahlreiche Kunststoffe, Pflanzenschutzmittel und Arzneien produziert.

„Ich habe bewusst keine Patente auf meine Entdeckungen angemeldet. Es sollen sich möglichst viele Menschen frei fühlen, nach sinnvollen Anwendungen dieser Forschungsergebnisse zu suchen“, sagte Negishi anlässlich der Verleihung des Nobelpreises für Chemie, den er sich vor fünf Jahren mit Richard Heck und seinem Landsmann Akira Suzuki teilte. Ei-ichi Negishi, den man bisweilen noch immer in seinem Labor an der Purdue University forschen sieht, feiert heute seinen achtzigsten Geburtstag. MANFRED LINDINGER

Faktotum linker Hand

Zum Tod des Schriftstellers Gerhard Zwerenz

Eckhard Henscheid bezeichnete ihn einmal als „allbekanntes Links-Schlafwunder“. Gerhard Zwerenz selbst nannte sich stolz Prolet, schon in seinen 1961 publizierten „Ärgernissen“, in denen er seinerseits Schriftstellerkollegen und andere Zeitgenossen mit beißendem Spott überzog. Der gebürtige Sachse desertierte 1944 als deutscher Soldat bei Warschau und geriet in sowjetische Kriegsgefangenschaft. In Leipzig studierte er bei Ernst Bloch Philosophie. Der niederge-

schlagene Aufstand vom 17. Juni 1953 prägte seinen Doku-Roman „Die Liebe der toten Männer“, der im „Blechtrommel“-Jahr 1959 erschien. Nach seinem Ausschluss aus der SED floh er 1957 in die Bundesrepublik, an der er sich aber auch zeitweilig rief, als kritischer Literat besonders um 1968 und im Umfeld der Frankfurter Sponti-Szene, bald als Faktotum der westdeutschen Linken und später auch als Abgeordneter der PDS im Bundestag von 1994 bis 1998.



Gerhard Zwerenz

Foto Brigitte Friedrich

Als Verleger brachte Zwerenz in Deutschland die ersten Taschenpornos auf den Markt, den er mit „intellektueller Pornographie“ unterlaufen wollte. Aufsehen erregte besonders sein Buch „Soldaten sind Mörder“. In dem an Publikationen reichen Leben – er schrieb auch Krimis, Kinderbücher und zuletzt eine „sächsische Autobiographie in Fortsetzung“ als Internet-Blog – war Platz für manche kuriose Nachricht: So stritt er um die Rechte am „Müll“, also an Rainer Werner Fassbinders Frankfurter Skandalstück „Der Müll, die Stadt und der Tod“, zu dem einer seiner Romane die Vorlage bildete. Oder er feierte im Jahr 2001 mit einer Veranstaltung in Darmstadt den 111. Geburtstag Kurt Tucholskys und wollte dazu einen eigenen Film zeigen, den er allerdings mitzubringen vergaß und stattdessen nacherzählte. Im Juni feierte Gerhard Zwerenz seinen neunzigsten Geburtstag. Nun ist er im Taunus gestorben. wief